

Karl Löwith

Der japanische Geist

Aus dem Englischen
von Alexander Brock

Mit einem Vorwort von Lorenz Jäger



Matthes & Seitz Berlin

Lorenz Jäger

Vorwort

Soziologen, Sozialpsychologen, Psychoanalytiker, Ethnologen und Philosophen waren in den Vereinigten Staaten in der ersten Hälfte der vierziger Jahre aufgefordert, sich über die Mentalitäten der Kriegsgegner nach ihren professionsspezifischen Möglichkeiten zu äußern. Daraus ging eine ganze Gattung kulturwissenschaftlicher Literatur hervor. Ihre bekanntesten Beispiele sind Siegfried Kracauers »Von Caligari zu Hitler. Eine psychologische Geschichte des deutschen Films« und Ruth Benedicts Japanstudie »The Chrysanthemum and the Sword. Patterns of Japanese Culture«, die zwar erst 1946 erschien, aber direkt im Auftrag des »War Information Office« entstanden war. Mit der ebenso berühmten wie fragwürdigen Unterscheidung einer westlichen »Schuld-« von einer japanischen »Schamkultur« wirkt sie bis heute. Kracauers Buch gehört zum großen Komplex der Geschichtsdeutungen, in denen nach 1945 die deutsche Katastrophe in die Vergangenheit, zu Bismarck, Friedrich dem Großen oder zu Luther verlängert wurde, zur literarischen Gattung der »Genealogie des Bösen«. Es waren diese und ähnliche Schriften, aus denen man Maximen für die »Re-

Education« der Nachkriegszeit ableiten wollte. Überhaupt hatte sich der Akzent Anfang der vierziger Jahre sehr in Richtung Sozialpsychologie verschoben. Kurt Lewin etwa, wie Kracauer als Emigrant in die Vereinigten Staaten gekommen, hatte in Deutschland als Gestaltpsychologe begonnen und wurde nun zu einem Erforscher von Gruppen.

Eine »Nationalpsychologie« der Japaner zu entwerfen war auch die Absicht des Philosophen Karl Löwith. Er, Jahrgang 1897, Schüler Edmund Husserls und vor allem Martin Heideggers, war zunächst nach Italien emigriert, wo er ein Rockefeller-Stipendium erhielt. Von 1936 bis 1941 lehrte er in Japan an der Universität Sendai. »Japans Verwestlichung und moralische Grundlage«, niedergeschrieben 1942 bis 1943, ist eine Reflexion im Kriege. Ebenso sprechend der charakteristische Untertitel der Schrift über den japanischen Geist: »Ein Porträt der Mentalität, die wir verstehen müssen, wenn wir siegreich sein wollen«. Eine der Leitfragen ist die nach der spezifischen Kampfmoral, die vom japanischen Gegner erwartet werden kann. Dennoch kann man zugestehen, dass die anschaulichen Evidenzen der beiden knappen Essays auch den heutigen Leser frappieren, wenn er sich einmal in Japan umgeschaut hat.

Wir hören aber nicht zuletzt den Philosophen Löwith. Ihm war es von Beginn an um eine Deutung der Nachwirkung christlicher Gehalte im europäischen Bewusstsein gegangen, vor allem in der Geschichtsphilosophie. Von der »maßlosen Frage«

der Heilsgeschichte hat er einmal gesprochen und dagegen die Bescheidenheit der Griechen gerühmt; noch einmal wurde die Denkgeschichte des Abendlandes vom Gegensatz antiker und christlicher Auffassung her aufgerollt. So überrascht es nicht, auch wenn es für einen Schüler Heideggers ungewöhnlich gewesen sein mochte, dass er 1928 im »Logos« seine Abhandlung »Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie« veröffentlichte. Jürgen Habermas hat bei Löwith den »stoischen Rückzug vom historischen Bewusstsein« am Werk gesehen. Dies vorausgesetzt, muss es für Löwith eine Irritation und zugleich eine Bestätigung bedeutet haben, wenn er in Japan auf eine gleichsam intakte Antike traf: »Der Familienschrein in jedem Haushalt ist eine ständige Erinnerung an die religiösen Bräuche und Kulte der Griechen und Römer, und das Heidentum ist hier noch immer eine lebendige Kraft, so frisch und ursprünglich wie vor Christi Geburt.« Löwith war auf eine genuin unchristliche Gesellschaft gestoßen. Dass sie die »Weltgeschichte« nicht als »Heilsgeschehen« interpretieren konnte, wie es der Philosoph den Europäern vorhielt, lässt sich an einem einfachen Faktum ablesen. Die Jahre werden nicht nach der Weltschöpfung gezählt wie bei den Juden, nicht nach der Flucht des Propheten Mohammed nach Medina wie bei den Muslimen, nicht nach der Geburt des Erlösers wie bei den Christen – sondern nach der Anzahl der Jahre, die der jeweilige Kaiser herrscht. So schreibt man heute,

2013, das Jahr Heisei 25, Heisei ist dabei der Programmname des gegenwärtigen Tenno Akihito und bedeutet eine umfassende Friedenserklärung oder -absicht.

In diesen Zusammenhang gehört, was Löwith über das Pragmatische und Situative des japanischen Geistes ausführt. Man kann diese Beobachtungen wohl in seinem Sinne religionspolitisch verallgemeinern. Denn die bloße Frage nach der Konfession bringt Japaner leicht in Verlegenheit, wenn sie nicht etwa der kleinen christlichen Minderheit angehören. Sie sind ja beides, sie praktizieren die Riten des Shinto und sind doch zugleich Buddhisten, und dies je nach Anlass. Eine Hochzeit wird nach den Riten des Shinto gefeiert, weil im Kern des Mythos eine Idee der Fruchtbarkeit und der Familie steckt. Eine Beerdigung dagegen wird nach buddhistischem Brauch vollzogen, weil bei diesem Anlass ein Minimum von Transzendenz zwingend wird. Man besucht den Schrein, man besucht den Tempel. Und weil der Shinto kaum eine dogmatische Fixierung erfahren hat, ja kaum als »Bekenntnis« bezeichnet werden kann, sondern eher als eine traditionale Praktik, wird auch der marxistische Universitätsprofessor bei seiner Hochzeit keine Gewissensbisse haben.

Kriegsschriften sind Löwiths Japan-Essays insofern, als er das Widersprüchliche im Nationalgeist sieht, das Amalgam aus Ost und West, und zwar als einen

Mangel, als einen »Komplex«. Diese Diagnose ist nicht von vornherein falsch, ja sie mag in den vergangenen Jahrzehnten noch an Evidenz gewonnen haben. Seit den Giftgas-Anschlägen der Aum-Sekte auf die Tokioter U-Bahn am 20. März 1995 ist es offensichtlich geworden, dass in der japanischen Gesellschaft eine religiöse Leere herrscht. Manche Comics, etwa die Reihe »Neon Genesis Evangelion«, präsentieren deshalb ein Chaos von globalen Religionsfragmenten. Nach den ersten Bildern aus dem Jahr 2015 – sie zeigen, nicht ohne Witz, Blauhelm-Panzer als Küstenwache des Inselreiches – erfährt man, dass Aliens die Erde angegriffen haben. Sie nennen sich »Engel«. Am Verhältnis zu den Tieren und zu den Göttern, so könnte man die Botschaft aus Japan übersetzen, entscheidet sich, wer wir sind.

Was die japanische Religionspraxis betrifft, so hat Löwith in einem Punkt eine besonders triftige Vermutung geäußert. Er sah den inneren Zusammenhang von Militarismus und Zen-Buddhismus sehr viel klarer als die späteren Zen-Adepten der kalifornischen Gegenkultur und der Beat-Generation, wenn man an Jack Kerouacs Buchtitel »Gammler, Zen und hohe Berge« (1958) denkt, oder an postmoderne Aneignungen wie »Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten« (1974) von Robert M. Pirsig. Über das kritische Buch »Zen at War«, das 1997 mit einem ähnlichen Argument aufwartete wie Löwith 1943, ist die Diskussion seither nicht mehr abgerissen.

Sehr skeptisch sieht Löwith die Verzichtbereit-

schaft und Selbstlosigkeit der Japaner. Mit der Heilgeschichte entfällt das vom Christentum gebildete Individuum. Deshalb gelingt es Löwith, den grundsätzlichen Unterschied zwischen den europäischen Totalitarismen und dem japanischen Militarismus festzuhalten. Man kann aber fragen, wie in einem Land, das immer schon ungleich dichter besiedelt war, weil die bewohnbare Fläche sehr klein ist, ein Zusammenleben anders möglich gewesen wäre. Das ist natürlich nur ein naturalistisches Argument. Es finden sich aber weitere, ein grammatisches zunächst. Der Deutsche würde etwa fragen: »Gehen wir?« und ein Subjekt der Handlung zwingend erkennbar machen müssen. Genau dies wird in der japanischen Sprache vermieden – »Ikimasu-ka?« bedeutet schlicht »Gehen?«, und das Subjekt erschließt sich zwanglos aus dem Kontext. Ein drittes Argument, aus dem sich die »Selbstlosigkeit« erklären lässt, betrifft die Schriftzeichen. »Mensch« oder »Person«, in den beiden Lesarten »-jin« oder »hito« möglich, besteht aus zwei gleichsam aneinandergelehnten Strichen, ähnlich dem kleingeschriebenen griechischen Buchstaben »Lambda«. Es mag eine naive Auslegung sein – aber hier scheint sich der stärkste Gegensatz zum englischen Wort »I« anzuzeigen, bei dem das Ich groß, aufrecht und isoliert steht. Und keine japanische Mutter wird versäumen, ihrem Kind die erste soziologische Weisheit beizubringen: Dass Person sein heißt, dieses Aneinanderlehnen, Aufeinander-Angewiesen-Sein zu beachten.

Andererseits gibt es Individualität durchaus. Sie formt sich freilich anders als in westlichen Gesellschaften. Bei Löwith klingt sie in der fast karikierenden Beschreibung von Universitätskollegen an: »Zwar gab es immer noch Professoren, die alle zwei Jahre denselben veralteten Kurs zur deutschen Mythologie in den Opern Richard Wagners, zu Goethes ›Italienischer Reise‹ oder zur Interpunktion in den Gedichten William Blakes anboten.« Gewiss hat der japanische Gelehrte meist eine andere professionelle Sozialisation erfahren. Er ist doch nur in seltenen Ausnahmefällen ein Intellektueller im europäisch-amerikanischen Verständnis, in jenem, das inzwischen mit der merkwürdig redundanten, aus den Vereinigten Staaten übernommenen Bezeichnung »öffentlicher Intellektueller« gemeint ist. Oft begnügt sich der japanische Germanist damit, den frühen Thomas Mann oder den späten Hesse gut, ja sehr gut zu kennen – aber ein Forum für weitergehende Interventionen findet er kaum. Selbst die Universitäts-Marxisten kaprizieren sich gern auf philologische Mikroprobleme und hoffen, mit der Lesart einer Stelle im dritten Band des »Kapitals« die Aufklärung des Menschengeschlechts entscheidend weiterzubringen. Japans Kultur ist unendlich reich, nur einen Demosthenes, einen Cicero oder gar einen Danton hat sie nicht hervorgebracht. Löwith hat es einmal auf die härteste, verallgemeinernde Formel gebracht: Japaner könnten nicht reden, glaubte er. Das war richtig und falsch zugleich. Natürlich kön-

nen Japaner reden, aber eine Tradition des philosophischen Dialogs oder der politischen Rhetorik steht nicht bereit, so wenig wie die japanische Stadt den Platz kennt, den öffentlichen Versammlungsort im Zentrum, um den sich der Rest gliedert. Natürlich gibt es die Rede. Ich erinnere mich einer Teezeremonie im Norden, ausgerichtet von einer Meisterin. Der Uni-Kollege, der mich so liebenswürdig mitgenommen hatte, erklärte mir den Ablauf: Hier muss man geradezu reden, Stille ist verpönt, aber vieles ist stilisiert und der thematische Rahmen vorgegeben: das Lob der Keramik und der Glasur, der umgebenden Natur, der Vollendung der Gesten, der Herkunft des Tees selbst. Diese Zurücknahme der Rede in die Stilisierung mag auch ihr Gutes haben. In einem alten Film kann man den Kriegspremier Hideki Tojo sehen, den Verbündeten Hitlers und Mussolinis, der zu einer Versammlung spricht. Nichts von der expressiv überdrehten, bei Mussolini auch grimassierenden Lautstärke. Alles gemessen, ganz offenbar sachlich, und im Publikum kein exaltiertes »Heil!«-Geschrei, sondern das zurückhaltendste Beifallklatschen, das man sich vorstellen kann.

Aus dem Krieg, den Löwith vor Augen hatte, ist ein Kulturkampf geworden. Seit zwei Jahrzehnten haben japanische Produkte für die Altersgruppe der Vier- bis Achtzehnjährigen einen beispiellosen Erfolg in westlichen Ländern verzeichnen können. Am Anfang stand der Walkman der Firma Sony. Bis dahin hatte man die Japaner für bloße Nachahmer der

westlichen Technik gehalten – auch für Löwith ist das der zentrale Topos – und sie waren es im Grunde auch hier, weil sie ein deutsches Patent benutzten. Aber allgemein gilt wohl, dass Japan in der *Nachahmung* eine eigentümliche *Kreativität* beweist: Produkte aus Japan sind leicht und handlich, wie der japanische Buddhismus praktischer ist als der indische, unspekulativer, spontaner; wie auch das japanische Gebet eine Angelegenheit von Sekunden ist, abgeschlossen mit lautem Klatschen der Hände. Der Walkman wurde zu einem Accessoire der Popwelt. In den Kinderzimmern sieht man heute einen Kulturkampf, bei dem die Hegemonie der aus den Vereinigten Staaten importierten Bilderwelt herausgefordert wird. Japanische Mangas erinnern mit ihren kühnen Perspektiven an die traditionelle Bildwelt der japanischen Farbholzschnitte, auch wenn die nach dem Kindchenschema gezeichneten obligatorischen großen Augen erst in der Nachkriegszeit Mode wurden. Die Bilder wählen andere Ausschnitte als die Comics der amerikanischen Tradition, so dass es für Erwachsene, die mit den Fantastischen Vier oder Superman groß wurden, geradezu einer neuen visuellen Sozialisation bedarf, bis sie einen Sinn erkennen können. Meist sind es jugendliche Helden, die nach kurzer Zeit in Kämpfe und Zustände höchster Erregung geraten, mit weit aufgerissenem Mund erleben sie Explosionen oder werfen sich dem Feind entgegen. Auch Löwith sah schon im Kabuki-Theater dieses expressive Schema: einen »plötzlichen Um-

schlag von Ruhe und Selbstbeherrschung in dramatische Gefühlsausbrüche und fürchterlichen Zorn«. Man wohnt auf einer Erde, die oft bebt, auf vulkanischem Grund. Auch das erinnert an ein Stilprinzip der japanischen Kunst: den Menschen im Moment hoher Anspannung zu zeigen. Ja man kann vermuten, dass die Bereitschaft zur motorischen Spannung, die schon lange vor der Öffnung zum Westen die Japaner auszeichnete, der schnellen Assimilierung an die kapitalistische Wirtschaft zugrunde lag. Während die indische Kunst den Menschen in einer repräsentativen, gern statuarischen Pose zeigt, halten schon die japanischen Farbholzschnitte des achtzehnten Jahrhunderts einen gespannten Augenblick fest, Menschen bei der Arbeit auf den Reisfeldern oder die nach innen schielenden Augen der Schauspieler des Kabuki-Theaters. Japan war insofern immer schon moderner als seine Nachbarn. Wie für Preußen – diesmal ist der Vergleich sachgemäß – ist sein Schicksal die exzentrische Position, eben nicht »Reich der Mitte« zu sein wie China, sondern »Land der aufgehenden Sonne«, wie es sich schon in den Schriftzeichen ausspricht. Man kann eine Alltagsbeobachtung anschließen: Japaner bewegen sich schnell oder simulieren andeutend eine schnelle Bewegung selbst in Situationen, wo sie nicht zwingend ist. Auch bei Grün überquert man die Straße eilend. Eine Aufführung des »Hamlet« in Japan zeigte den alten Polonius – für uns völlig ungewohnt – rennend auf der Bühne. Die Beschleunigung des Kapitalismus war

für Japaner nichts Fremdes, in ihrer Tradition hatten auch sie entsprechende Schemata des Habitus. Löwith aber neigt dazu, solche immanenten Potenziale der japanischen Moderne zu übersehen.

Um auf die Gegenwart zurückzukommen: Für japanische Comics wie die »Banzai«-Serie ist ein Schwanken zwischen den Bildern unschuldiger Schulmädchen und der lolitahaften Sexualisierung des Mädchenkörpers charakteristisch. Vielleicht ist deshalb Arthur Koestler dem Rätsel Japan näher gekommen als Löwith, als er feststellte, dort seien das spartanische und das hedonistische Ideal in weltgeschichtlich einmaliger Weise verschmolzen worden. Und zwar nicht erst seit gestern. Liest man Löwiths Essays, dann möchte man nicht glauben, dass er jemals in einer der heißen Quellen gebadet hat, in denen – natürlich nach Geschlechtern getrennt – die körperliche Nähe zwischen Wildfremden die Regel ist.

Es lohnt sich, die alternativen Japan-Lesarten von Löwiths Zeitgenossen jedenfalls anzudeuten. Henri Michaux (1899 bis 1984) hatte Anfang der dreißiger Jahre eine große Reise nach Asien unternommen. In seinem wilden und, was Japan betrifft, fast pamphletistisch-feindseligen Buch »Un barbare en Asie« zeigte er sich zwar vom japanischen Militarismus abgestoßen, war aber in seiner Diagnose des Modernisierungsprozesses zu einem ganz anderen Befund gekommen: Ihm erschien gerade Japan eine realisierte architektonische Bauhaus-Welt zu sein, alles

andere als vormodern, sondern immer schon von überraschender Modernität. Der Wirtschaftswissenschaftler Kurt Singer (1886 bis 1962), Löwiths Exil-Genosse in Japan, war aus dem Kreis um Stefan George gekommen. Sein Buch »Mirror, Sword and Jewel. The Geometry of Japanese Life« (deutsch unter dem Titel »Spiegel, Schwert und Edelstein. Strukturen des japanischen Lebens«, Frankfurt/Main 1996) hat gleichfalls eine hohe anschauliche Evidenz bis heute bewahrt, verfasst wurde es nach dem pazifischen Krieg. Der Leser, der seine Darstellung der japanischen Mutter-Kind-Beziehung liest – lange Zeit wird das Kind auf dem Rücken transportiert und dämmert im Halbschlaf dahin, getragen vom Rhythmus eines größeren Wesens –, dieser Leser mag sich der merkwürdigen japanischen Sitte erinnern, noch bei der kürzesten U-Bahn-Fahrt die Augen zu schließen und die Zeit für ein Nickerchen zu nutzen. Singer, geboren in Magdeburg als Sohn eines bereits zum Protestantismus konvertierten jüdischen Kaufmanns, war ein Schüler des Soziologen Georg Simmel, bei dem er mit einem Referat über die Darstellung der Sünde in den Bildern Aubrey Beardsleys Anklang fand. Auch seine Liebe zu den japanischen Meistern des Farbholzschnitts, die er schon als Jüngling entdeckte, fand bei Simmel ein Echo: »Wir versammelten uns«, so erinnerte sich Singer später, »in seinem Wohnzimmer, wo Frau Simmel unter einer großen Boticelli-Reproduktion in anmutiger Würde saß und uns Tee einschenkte,

inmitten von Werken ostasiatischer Kunst«. Hinter Singers Platon-Buch von 1927 stand die Frage nach der inneren Aushöhlung des Mythos, nach dem kulturellen »waste land«, das die Kunstproduktion verbarg. Ein ekstatisch-kultischer Kern sollte jenseits der statuarischen Gestalt in den Göttern wiedergefunden werden: »Reste des Reigens, des Dithyrambos, der Frühlingsfeier, also eines Ritus: Verewigung dieser Begehungen und ihrer menschlichen Träger.« Es ist eine pagane Theologie, hinter der konkrete homoerotische Wunschfiguren sichtbar werden: die der »Knaben, die alljährlich in das Tal Tempe gesandt werden«. In dem »thebanischen Knaben, der für ein Jahr zum Priester Apollons ernannt und mit dem Kranze geschmückt wurde und der den Beinamen Daphnephoros führt, dürfen wir das Urbild, wenn auch nicht den Ursprung des Gottes selber sehen.« Fast gleichlautend kehrt diese antike Szene im Japan-Buch wieder, wo Singer die wilde Spontaneität der Prozessionen positiv von der rational-disziplinierten Form Chinas absetzt: »Häufig werden die Götter durch die Straßen getragen, nicht von Priestern, sondern von jungen Männern und Knaben.« Singer wäre kein George-Adept geworden, wenn er den festlichen, erotischen Kern der Kulturbildung verkannt hätte. Auffällig sind schließlich die langen Überlegungen zum »femininen« Charakter des japanischen Mannes und der japanischen Kultur, mit denen das Buch beginnt. Singers frühe Beschäftigung mit der Sünde, seine späte Arbeit zum

Verführungssymbol der Schlange weisen auf Dimensionen seiner intellektuellen Identität. Kurt Singers Blick auf Japan war von erotischem Begehren geprägt, bei Löwith kann davon keine Rede sein.

Mögen also die anekdotischen Evidenzen zu Löwiths Thesen sich im Überfluss beibringen lassen – im methodischen Ansatz der Sozialpsychologie und der Erforschung von Mentalitäten der vierziger Jahre war ihre Crux schon angelegt. Der Feind konnte, das war die stillschweigende Voraussetzung, keine realen Kriegsgründe geltend machen, und so oblag es der Forschung, die Irrtümer und Verblendungen des Feindes in seinen Komplexen auszumachen.

Wer dagegen historische Karten lesen kann, ist vor manchem naheliegenden Irrtum über den Ausbruch von Kriegen gefeit. Schon die Antike unterschied methodisch zwischen Ursachen und Anlässen bewaffneter Konflikte. Der Angriff der Japaner auf den amerikanischen Marinehafen Pearl Harbor im Dezember 1941 markiert sicher den Beginn des pazifischen Krieges. Aber wer einen weltgeschichtlichen Atlas zur Hand nimmt, sieht die lange Vorbereitungszeit der japanischen Expansion in der Nachbarschaft: Korea wurde 1910 annektiert und zur japanischen Provinz erklärt, vorhergegangen war schon 1895 Taiwan. 1931 besetzte Japan die Mandschurei und errichtete im Norden Chinas den Marionettenstaat Mandschukuo. Aber auch die gegenstrebige pazifische Ausbreitung der Vereinigten Staaten fällt hier auf: 1898 wurde Hawaii einverleibt, 1899 fand

sich die Insel Guam unter amerikanischer Verwaltung wieder, dann wurden in einem langen Krieg auch die Philippinen zur Kolonie gemacht. Damit war schon der Hinterhof Japans erreicht. Ein Zusammenstoß der beiden Mächte lag also nahe, wenn man sich die Tendenzen ihrer Ausbreitung vor Augen führte. Hier war der blinde Fleck auch von Karl Löwiths »Nationalpsychologie« des japanischen Volkes.

Erste Auflage Berlin 2013

© Karl Löwith: 1983 J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart. *The Japanese Mind. A Picture of the Mentality that We Must Understand if We are to Conquer* und *Japan's Westernization and Moral Foundation*. In: *Sämtliche Schriften*. Band 2: *Weltgeschichte und Heilsgeschehen*, S. 541–601

© dieser Ausgabe: 2013 MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Göhrener Str. 7, 10437 Berlin
info@matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten.

Druck und Bindung: Artdruk, Szczecin
Satz: psb, Berlin
Umschlaggestaltung nach einer Idee von Pierre Faucheux

ISBN 978-3-88221-661-5

www.matthes-seitz-berlin.de